Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 520. **Donnerstag** den 12. October 1899. **93. Jahrgang.**

Die Lehren des Spielerprocesses.

Aus Beamtenkreisen schreibt man uns:

Die drei Männer im Berliner Spielerproceß sind aus dem feurigen Ofen einer achtmonatigen Untersuchungshaft gerettet worden und das zu erwartende freisprechende Urtheil entspricht nicht nur den Buchstaben des Gesetzes — denn der § 284 R.-Str.-G.-B. bestraft nur das gewerbsmäßige, nicht aber das gewohnheitsmäßige Spiel —, sondern es entspricht auch der Gerechtigkeit, denn die drei Angeklagten haben nichts Anderes und nichts Schlimmeres gethan, als was Hunderte ihrer Standesgenossen gethan haben und noch thun und wohl auch, wenn die vorgesetzten Behörden nicht eingreifen, in alle Ewigkeit thun werden.

Für Denjenigen, der die Verhältnisse in diesen Kreisen kennt, hat ja der Proceß durchaus nichts Neues ergeben. Er hat wieder einmal gezeigt, daß junge „Lebemänner", Officiere und Beamte, insonderheit der Verwaltungscarrière, es durchaus nicht als ein Unrecht betrachten, stundenlang dem Spiele zu fröhnen und Zeit und Geld, Nerven und Gesundheit leichtfertig zu verschleudern, den guten Ruf aber, auf den diese Kreise doch besonders achten sollten, zu gefährden. Denn wenn Jemand, der nicht gewerbsmäßig, aber gewohnheitsmäßig spielt, auch nicht nach dem Gesetze belangt werden kann, so gilt er doch in der öffentlichen Meinung als ein Spieler, was weder seinem Ansehen, noch dem seines ganzen Standes förderlich sein kann. Und dieses Ansehen wird noch obendrein dadurch gefährdet, daß die Spielenden Gefahr laufen, mit anrüchigen Personen in Berührung zu kommen. In diesem Falle war es der flüchtige Falschspieler Wolff, vor sechs Jahren waren es der „alle ehrliche Seemann" und Consorten. Es ist ohne Weiteres zu glauben, daß die Spielenden die schlimme Qualität solcher Personen nicht kennen, aber die Thatsache bleibt darum doch bestehen, daß sie mit solchen Personen in engere Berührung gekommen sind. Das Sprichwort „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um" trifft hier zu. Würden die Herren von Kayser, von Kröcher ꝛc. nicht hazardirt haben, so wären sie wohl kaum jemals mit Herrn Wolff — es scheinen übrigens außer diesem Herrn noch einige andere „feine Nummern" dabei gewesen zu sein — in Berührung gekommen sein. Es ist überhaupt eine bekannte Thatsache, daß auch die exclusivsten Kreise beim Spiel ihre Exclusivität einbüßen und sich mit Personen an einen Tisch setzen, von denen am anderen Tage gegrüßt zu werden, ihnen sehr peinlich ist.

Den jungen „Lebemännern", die, wenn man so sagen darf, als Rentiers geboren werden und deren Lebensberuf dadurch ausgefüllt wird, das von ihren Vätern angesammelte Geld mit mehr oder weniger Grazie auszugeben, kann der Staat nichts anhaben. Es ist im Grunde genommen auch nicht von großer Bedeutung, in welcher Weise derartige Drohnen der menschlichen Gesellschaft ihr durchaus überflüssiges Leben todtschlagen.

Ganz anders aber ist es mit Beamten — und zwar ganz besonders Verwaltungsbeamten — und Officieren. Diese Berufe sollen den bestehenden Staat stützen, sie sollen es sogar in erster Reihe thun. Denn — es diese Vogel-Strauß-Politik treiben, wollte man die Thatsache leugnen —: wir leben in Deutschland nun einmal noch in gewisser Weise in einem Kastenstaate, und das Officiercorps und die höhere Verwaltungscarrière stellen die beiden obersten Kasten dar. Daß das Ansehen dieser Beamtenkategorien durch das Grassiren des Spieldenfels leidet, haben wir bereits erwähnt. Wir möchten aber noch hinzufügen, daß auch die persönliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Beamten leiden muß, wenn sie einer Leidenschaft fröhnen, die die Nerven mehr strapazirt, als irgend eine andere Passion. Wenn ein Officier die Nacht hindurch gezeut hat — und hie und da geht das Tag für Tag oder vielmehr Nacht für Nacht so fort —, dann kann er im Dienste nicht leisten, was er leisten soll. Es wird vor allen Dingen des gleichmäßigen Temperaments ermangeln, durch das der Officier nicht blos die Disciplin der ihm unterstehenden Mannschaften erhalten, sondern deren Vertrauen und Zuneigung erwerben soll. Er wird heute nachsichtig gegen die Mannschaft sein, morgen, wenn er übermüdet ist und obenderein noch viel verloren hat, mißmuthig und ungerecht. Wenn die spielenden Officiere auf Blücher oder Göben hinweisen wollen, die stark spielten und doch große Feldherren waren, so sei ihnen gesagt, daß der Durchschnittsleutnant noch kein Blücher oder Göben ist und daß er sich jedenfalls viel eher zu deren Feldherrnqualitäten entwickeln wird, wenn er mit dem Kriegsspiel vertrauter ist, als mit den Whistkarten, mit denen er beiläufig nicht das sehr geistvolle Spiel, nach dem die Karten benannt sind, betreibt, sondern das öbste und geistödendste Hazardspiel. Und schließlich, ist es nicht ein wahres Fressen für die Socialdemokratie, wenn sie den Arbeitern zurufen kann: Da seht Ihr die Leute, die Euch führen sollen, wenn Ihr den bunten Rock anhabt, oder deren Anordnungen Ihr gehorchen sollt, wenn sie Landräthe oder Polizeidirectoren werden; da seht Ihr sie, wie sie sich mit Leuten zusammensetzen, die ein ehrlicher Arbeiter aus seiner Stube hinauswirft; wie sie, statt sich wie Ihr vor neuer Arbeit rechtschaffen durch Gottes werthvolles Geschenk, den Schlaf, zu erholen, die Nacht zum Tage machen. Da seht Ihr sie, wie sie in einer Nacht 10 000 ℳ verlieren, eine Summe, für die Ihr acht oder zehn Jahre hindurch Tag für Tag in Mühsal und Gefahr arbeiten müßt.

Graf Caprivi hat einmal gesagt, er prüfe jede Maßregel hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Socialdemokratie. In seiner Allgemeinheit ist der Satz falsch, aber hier trifft er zu. An der Regierung ist es, eine eingreifende Maßregel zu treffen, die die Socialdemokratie hindert, die vornehmsten Berufe verächtlich zu machen. Die Maßregel ist sehr einfach: Jeder Officier werde, bevor er sein Patent erhält, jeder Referendar, bevor er den Diensteid leistet, durch Handschlag an Eidesstatt verpflichtet, niemals, so lange sie im Dienste sind, an solchen Spielen sich zu betheiligen, die das Gesetz als Hazardspiele ansieht. Gerade die Angehörigen der bevorzugten Stände haben so viel Gelegenheit zu anderen und edleren Vergnügungen — viel mehr Gelegenheit, als die Angehörigen sonstiger Berufe —, daß sie wahrlich nichts verlieren, wenn sie dem Hazard entsagen müssen.

Krieg-in-Sicht-Stimmung im Caplande.*)

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten.

W. K. Aus Capstadt, 19. September, schreibt unser ständiger Herr Berichterstatter, der soeben durch eine längere Reise in das Innere der Colonie Gelegenheit gehabt hat, die Stimmung in verschiedenen Theilen des Landes kennen zu lernen:

Noch gestern äußerte der Premier-Minister, Herr Schreiner, im Freundeskreise, er glaube nicht, daß ein Schuß fallen werde. Heute aber wurde der Inhalt der am 16. d. M. in Pretoria an den englischen Residenten übergebenen Note hier bekannt, und die holländische und unabhängige englische Presse verurtheilen die Diplomatie Sir Alfred Milner's und das Verhalten des englischen Residenten in Pretoria aufs Schärfste und werfen beiden Herren Inconsequenzen und Unaufrichtigkeit vor. Die Ansicht, daß England zum Kriege treibe, welcher man überall in Afrikander-Kreisen begegnet, hat wesentlich dazu beigetragen, in der Boerenbevölkerung der Colonie und im Freistaate eine so tiefgehende Mißstimmung und Entfremdung oder vielmehr feindselige Stimmung gegen England hervorzurufen, wie sie niemals vorher seit der Herrschaft der Engländer in Süd-Afrika vorhanden gewesen ist. — Vor drei Wochen wurde in allen Gemeinden der holländisch-reformirten Kirche Süd-Afrikas wegen der drohenden Kriegsgefahr ein Buß- und Bettag angeordnet, an welchem sich auch viele Gemeinden anderer Glaubensbekenntnisse betheiligten.

Von der englischen Presse wurde vielfach der heftige, leidenschaftliche, zum Aufruhr reizende Ton gerügt, welchen sich viele reformirte Prediger bei dieser Gelegenheit angeblich haben zu Schulden kommen lassen. Es ist ferner für die jetzige Stimmung unter den Afrikandern sehr bezeichnend, daß afrikanische Familien, die bisher als völlig anglisirt betrachtet wurden, sich öffentlich von diesen Beziehungen losgesagt haben und ihre Sympathien mit Transvaal in den Zeitungen kund thun. In der Colonie giebt es kein noch so kleines Städtchen oder Dörfchen mit Afrikander-Bevölkerung, in welchen nicht während dieser bewegten Zeit Versammlungen stattgefunden haben, um die Sympathien der Afrikander mit Transvaal zum Ausdruck zu bringen. Von diesen Versammlungen schweigt natürlich die Rhodes-Presse; es sei denn, daß es bei diesen Gelegenheiten so rebellisch zugeht, wie es vor einigen Wochen in dem Städtchen Burgersdorp in der Ostprovinz der Colonie der Fall war, wo der Wunsch des Redners, daß es den Colonisten bald gelingen möge, das englische Joch abzuschütteln, mit lautem Beifall aufgenommen wurde.

Diesen Aeußerungen der erregten Afrikander-Bevölkerung stehen die Massenversammlungen gegenüber, welche in Capstadt, Port Elizabeth und East London von der englischen „Politischen Liga" organisirt werden. Diese Versammlungen werden vorzugsweise von Arbeitern und Farbigen besucht und von den Führern der Liga geleitet. In denselben werden immer wieder dieselben Themata behandelt: die Leiden der Uitlanders, Verurtheilung der Transvaal-Regierung, Lobpreisung des Herrn Rhodes u. s. w. Die bei diesen Gelegenheiten gefaßten Resolutionen billigen die bisherige Politik Englands gegen Transvaal. Die betreffenden Resolutionen werden dann sogleich der englischen Presse zugetabelt und die Versammlung singt zum Schluß: „Rule Britannia." Die schroffe Trennung, wie sie zur Zeit in Süd-Afrika zwischen der englischen und der Afrikander-Bevölkerung besteht, muß natürlich auf die Entwickelung des Landes lähmend wirken. Leider übt dieser Rassenhaß seine hemmende Wirkung auch in der gesetzgebenden Thätigkeit des colonialen Parlaments aus. Um nämlich den Ausfall der Einnahmen für das kommende Finanzjahr zu decken, hatte die Regierung eine „Einkommen- und Land-Steuer" vorgeschlagen, welche im Unterhaus mit großer Majorität angenommen wurde. Durch diese Steuer würde die De Beer's-Gesellschaft in Kimberley, deren Vorsitzender Herr Rhodes ist, nicht weniger als 140 000 Lstrl. zu den Einnahmen des Landes beitragen müssen. Die Rhodes-Partei im Oberhaus hat jedoch diese Vorlage mit einer Majorität von 2 Stimmen verworfen. Obwohl nun auch andere weniger wichtige Vorlagen der Regierung im Oberhaus nicht zur Annahme kamen beabsichtigt die Regierung doch nicht, das Parlament aufzulösen, sondern wird versuchen, durch Ersparnisse, vor Allem an den öffentlichen Bauten und Arbeiten, das voraussichtlich entstehende Deficit so viel wie möglich zu reduciren.

Die Geschäftslage in der Colonie ist zur Zeit sehr traurig, Handel und Wandel liegen überall darnieder. Der Güterverkehr auf den östlichen Eisenbahnlinien von Port Elizabeth und East London via Bloemfontein nach Transvaal ist auf ein Minimum gesunken und der Personenverkehr auf den colonialen Eisenbahnen wird nur einigermaßen durch den Exodus der Uitlanders von Johannesburg nach den größeren Städten der Colonie noch im Gange gehalten. Wer den ernsten und im Grunde menschenfreundlichen Charakter der afrikanischen Boeren kennt, wird die übertreibenden Phantasiegebilde von einer Wiederholung der sicilianischen Vesper in Johannesburg als eitle Faselei erklären. Capstadt und die Küstenstädte der Colonie sind voll von Uitlanders, welche alle Hotels, besonders die besten und theuersten, und alle freien Wohnungen besetzt haben. Nur wenige dieser Uitlanders sind wirklich hilfsbedürftig, und für diese wird von den zu diesem Zwecke ins Leben gerufenen Hilfsvereinen Alles gethan, um die vorhandene Noth zu lindern. Die meisten Uitlanders, denen man in den Straßen Capstadts begegnet, sehen recht gut aus; das Helotenleben in Johannesburg — um einen Ausdruck Sir Alfred Milner's zu gebrauchen — scheint den Uitlanders wenigstens ihrer äußeren Erscheinung nach keinen Nachtheil bereitet zu haben. Wie lange diese Flüchtlinge sich hier aufhalten werden, hängt ganz von dem weiteren Verlauf der diplomatischen Verhandlungen ab.

*) Der nachfolgende Brief ist zwar durch die jüngsten Ereignisse überholt, giebt aber so interessante Einblicke in die Vorgeschichte derselben, daß wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. D. Red.

Deutsches Reich.

‡‡ **Berlin**, 11. October. Die Wahlen zu den Handwerkskammern werden jetzt in den verschiedensten der von den Regierungen der Einzelstaaten festgesetzten Bezirken vorgenommen. Fast überall erfolgen dieselben so, daß zunächst Verzeichnisse der zu den Wahlen berechtigten Corporationen zur allgemeinen Einsichtnahme und eventuellen Beschwerde ausgelegt und nach der endgiltigen Feststellung der Wahlberechtigten die Wahlen der Handwerkskammermitglieder vorgenommen werden. Bekanntlich betheiligen sich an den Wahlen nicht nur die Innungen, sondern auch die Gewerbevereine und sonstigen Vereinigungen, welche die Förderung der gewerblichen Interessen des Handwerks verfolgen und mindestens zur Hälfte ihrer Mitglieder aus Handwerkern bestehen. Es ist also so ziemlich sämmtlichen corporirten Handwerkern eine Einwirkung auf die Schaffung ihrer Vertretung in den Handwerkskammern gewährt. Man hofft, daß sich noch im laufenden Jahre die Wahlen werden vollziehen lassen, so daß dann an die innere Organisation der Handwerkskammern wird herangetreten werden können. Selbstverständlich wird hiervon recht viel für die gute und den Handwerksinteressen möglichst entsprechende Wahrnehmung der Geschäfte abhängen. Daß die Wahl tüchtiger Handwerkskammersekretäre auch eine wichtige Rolle spielt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Man wird gut thun, diese Stellen von vornherein so zu dotiren, daß sich geeignete Kräfte um dieselben bewerben. Allzu große Sparsamkeit auf diesem Gebiete würde durchaus verfehlt sein.

* **Berlin**, 11. October. (Der neue Marineetat.) Die „B. N. N." schreiben: „Ein hiesiges Blatt brachte einige Angaben über den neuen Etat der Reichsmarineverwaltung, die, wie wir aus gut unterrichteter Quelle erfahren, hinsichtlich der Linienschiffsneubauten nicht ganz zutreffend sind. Richtig ist, daß sich die Ausgaben innerhalb des Rahmens des Flottengesetzes halten werden. Auf keinem der drei Hauptgebiete des Etats wird die zulässige obere Ausgabengrenze erreicht werden. Bei den Schiffsneubauten sind etwa 800 000 ℳ, bei den fortdauernden Ausgaben rund 300 000 ℳ und bei „sonstigen einmaligen" Ausgaben etwa 1½ Millionen weniger angesetzt, als das Flottengesetz zulassen würde." — Die Blätternachricht, auf welche hier Bezug genommen wird, lautete: „Der neue Etat der Reichsmarineverwaltung ist festgestellt, und die bevorstehenden Forderungen lassen sich präcisiren. Da im Großen und Ganzen die im Flottengesetz vorgesehene Belastung des Etats innegehalten wird, ist das zahlenmäßige Material mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben. Der Betrag für die bereits im Bau befindlichen und die neu zu bewilligenden Schiffe beläuft sich auf 65,5 Millionen Mark. Diese Summe vertheilt sich auf acht Linienschiffe, acht Kreuzer und zwei Torpedobootsdivisionen. Von den Schiffen sind sechs Panzer, „Kaiser Wilhelm der Große", „A", „B", „C", „D" und „E", die großen Kreuzer „A" und „B", die kleinen Kreuzer „Niobe", „B", „C" und „D" und zwölf Torpedoboote bereits bewilligt; für dieselben werden zweite und dritte, beziehungsweise vierte Raten verlangt. Dazu kommen jetzt die Neuforderungen für zweite Linienschiffe, einen großen und zwei kleine Kreuzer und eine Torpedobootsdivision. Außer den aufgeführten 28 Kriegsschiffen und Kriegsfahrzeugen befinden sich, nachdem die beiden erstklassigen Linienschiffe „Kaiser Friedrich III." und „Kaiser Wilhelm II." vollendet sind und vor ihrer Indienststellung stehen, noch der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck", die Kanonenboote „Tiger" und „Ersatz Habicht", sowie eine Torpedobootsdivision im Bau. Von diesen

Feuilleton.

Etwas vom Componiren.

Von Hans Hiller-Leipzig.

Nachdruck verboten.

Heutigen Tages gehört es zum guten Ton und zur gesellschaftlichen Bildung, daß man ab und zu ein gutes Concert besucht, und sei es auch blos aus dem Grunde, um mitreden zu können. Und da kann man denn manchmal interessante Beobachtungen anstellen, wie Der aber Jener von einem solchen „classischen" Concerte befriedigt wird. Während der Eine sich gründlich langweilt, ohne es sich selbst eingestehen zu wollen, studirt der Andere emsig in der Partitur oder dem Clavierauszuge, oder er hat eine Erläuterung oder ein erklärendes Programm in der Hand, das er während des Vortrages eifrig verfolgt, ein Dritter wohl sitzt still versunken in einer Ecke, mit geschlossenen Augen dem Eindrucke der Töne sich hingebend. Mit dem zweiten Concertbesucher wollen sich diese Zeilen zunächst beschäftigen, auf den Dritten kommen wir später noch zurück; von dem Ersten aber wollen wir gar nicht erst reden, obgleich er gewiß nicht der Einzige seiner Art sein wird, denn, wer nun einmal keinen Sinn für gute Musik hat und keinen musikalischen Geschmack besitzt, der thäte besser, wenn er sich das Geld sparte, das er für diese Concerte ausgiebt. Also sehen wir uns den an zweiter Stelle genannten Concertbesucher einmal näher an!

Da steht auf dem Concertprogramme verzeichnet: 1. Symphonie von L. van Beethoven. Sofort rennt er in die Musikalienhandlung und verlangt das Clavier-Arrangement der genannten Symphonie; hat er es in der Tonkunst etwas weiter gebracht, so wird natürlich die Partitur genommen, das macht auf alle Fälle einen gelehrten Eindruck, und wenn man auch nicht im Stande ist, richtig nachzulesen, die paar Blasinstrumente, die anders erklingen, als sie notirt sind (die transponirenden Instrumente in der Kunstsprache genannt), hört man ja ohnehin ganz deutlich heraus. „Giebt es nicht auch eine Erläuterung dieser Symphonie?", so lautet die zweite Frage beim Musikalienhändler. „Gewiß", wird ihm geantwortet, „da kann ich Ihnen ein Werk von A. sehr empfehlen: L. v. Beethoven's sämmtliche Symphonien, nach dem Stimmungsinhalte programmatisch erläutert u. s. w." Nun, meine geehrten Leserinnen und Leser, lassen Sie uns ein solches Buch einmal genauer betrachten! Nehmen wir an, die Erklärung des ersten Satzes der C dur-Symphonie beginne folgendermaßen: „Da liegt sie vor uns, Gottes herrliche Natur, vom rosigen Scheine der Sonne golden beleuchtet, das ist der Schauplatz unserer Tondichtung." Darauf folgen nun die Noten, die diese Phrase rechtfertigen sollen. Im weiteren Verlaufe des Tonstückes wird dann ein von Thatendurst und Liebessehnen erfüllter Jüngling eingeführt — natürlich wird Alles durch Noten beispielsweise gewissenhaft „erklärt" —, eine holde Mädchengestalt, die ihn begeistert, darf natürlich nicht fehlen, und nach einigen leicht genommenen Hindernissen „kriegen sie sich" am Schlusse der Symphonie. Und so wird denn der große Musikheros Beethoven zum Romandichter gestempelt. Und da giebt es wirklich Leute, sogar Musiker, die so etwas nicht nur schreiben, sondern allen Ernstes glauben, der Welt dadurch einen großen Dienst erwiesen, ihr erst zum rechten Verständniß des Werkes verholfen zu haben. Das Publicum, das die schön erfundenen Phrasen liest, ist entzückt von der poetischen Auslegung einer sonst so langweiligen Symphonie und schwört nun darauf, daß sich der Componist das und nichts Anderes dabei gedacht haben könne. — Nun, Scherz bei Seite! Sollte das wirklich das Ideal der Instrumentalmusik sein — denn von der ist hier selbstverständlich die Rede —, irdische Vorgänge in Tönen darzustellen, das vom Erdenstaub Befreite musikalisch zu versinnbildlichen? Da möchte ich doch ein entschiedenes „Nein" zur Antwort geben und vielmehr die Behauptung aussprechen: „Dort, wo das menschliche Wort versagt, beginnt die Musik zu sprechen." Bekanntlich ist der größte Schmerz stumm, auch das höchste Glück kennt keine Worte; da ist es nun die Tonkunst, die dazu berufen ist, beider Stimmungen sich voll und ganz zu bemächtigen. Und das scheint mir die hohe Aufgabe der Musik zu sein, Stimmungen wiederzugeben, Stimmungen hervorzurufen, dazu ist sie geeignet wie keine andere Kunst. Wohl kann man sich an einem stimmungsvollen Gemälde erbauen, wohl kann uns ein herrliches Gedicht mit Begeisterung erfüllen, aber doch haftet beiden Kunstgebilden immerhin etwas Irdisches an, erst die Kunst der Töne hebt uns empor zu lichten Höh'n, sie ist es, die unmittelbar unser Herz und Gemüth ergreift. Dem stimmen selbst unsere größten Dichter bei: Schiller sagt in seinen Votivtafeln über die Tonkunst: „Leben athme die bildende Kunst, Geist fasse' ich vom Dichter; aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Vereinigt sich die Musik mit der Poesie, so muß sie sich selbstverständlich der letzteren unterordnen, soll sie in Stimmung und Ausdruck mit dem Texte übereinstimmen. Ferd. von Hiller vergleicht diese Vereinigung mit der Ehe: „Die Vermählung von Rede und Ton ist die edelste Ehe, die je geschlossen worden." Diese innige Verbindung kann aber nur dann stattfinden, wenn das Gedicht stimmungsvoll ist; fehlt ihm diese Eigenschaft, so eignet es sich eben nicht zum Componiren und wird keinen Componisten dazu begeistern können. Wir sehen also, daß alle Musik, auch die Vocalmusik, von der Stimmung hervorgerufen wird, daß sie also etwas Abstractes, Unbestimmtes auszudrücken in höchstem Grade geeignet und berufen ist. Schmerz, Freude, Glück, Sehnsucht, Liebe, Trotz u. s. w., das ist die eigentliche Sphäre der Musik, in der sie von keiner anderen Kunst erreicht wird. Eduard Devrient erzählt in seinen Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy, wie Mendelssohn seinem Schmerz über den Verlust seines Freundes Eduard Rietz in Tönen Ausdruck verlieh: „Wir sprachen von den Trefflichkeiten des Verstorbenen (E. Rietz)", so schreibt er, „Felix (Mendelssohn) brach ab, machte einen Gang durch das Zimmer und blieb vor dem Flügel stehen. So präludirte er und verlieh sich dann in eine überstundenlange Phantasie. Wir sahen regungslos (M.'s Familie) und in Andacht vor diesen Offenbarungen des tiefsten Seelenschmerzes, der stürmenden Verzweiflung, der heiligen Wehmuth und des frommen Trostes. Es war das schönste Denkmal der Freundschaftstreue, in unseren Herzen bleibend errichtet. Ich habe vor- und nachher nie einen ähnlichen erschütternden Eindruck von Musik empfangen." Ja, so soll Musik geschaffen, empfunden, nachempfunden werden. Aber einen Roman oder irgend eine philosophische Idee in Tönen ausdrücken zu wollen, erscheint mir ebenso unnatürlich und unmöglich, als etwa einen Blinden von der Schönheit der Farbe überzeugen zu wollen. Da ist eben die Grenze der musikalischen Ausdrucksfähigkeit überschritten, etwas ganz Bestimmtes, Reelles läßt sich musikalisch nicht wiedergeben, so sehr das auch die Anhänger der Programmmusik bestreiten mögen. Zugegeben, daß das betreffende Programm, das ein Componist seinem Werke zu Grunde legt, dem Hörer, der es kennt, sehr charakteristisch in Tönen dargestellt erscheinen kann, so wird wiederum ein zweiter Zuhörer, der das zu Grunde liegende Programm nicht kennt, wohl in den seltensten Fällen genau feststellen können, was der Componist mit seinen Tönen hat sagen wollen. Also während der Eine behauptet, daß Programm und Musik vollkommen eins sind, daß die Musik wirklich bis in die kleinsten Details hinein alles Das wiedergiebt, was das Programm vorschreibt, ist sich der Andere durchaus nicht völlig klar darüber. Woher kommt das? Man spricht von musikalischer „Tonmalerei", das ist die Kunst, bestimmte Geräusche, z. B. das Rauschen des Wassers, das Klappern der Mühle, das Rollen des Donners und Aehnliches, tonlich darzustellen, und die Musik hat hierzu wirklich sehr geeignete Hilfsmittel, die hier näher zu erörtern natürlich zu weit führen würde. Ich will nur einige Beispiele anführen. Wie trefflich hat Schubert das Rauschen des Bächleins in dem berühmten Liede: „Ich hört' ein Bächlein rauschen" durch die charakteristische Begleitungsfigur musikalisch illustrirt, wie hat es derselbe Meister verstanden, im „Erlkönig" den nächtlichen Ritt in Tönen zu versinnbildlichen, die ganze Pastoralsymphonie von Beethoven ist voll von unübertroffener Tonmalerei. Und doch giebt es auch hier eine Grenze: so lange ein bestimmter, beigegebener Text die betreffende musikalische Charakterisirung verständlich macht — und das ist bei der Vocalmusik stets der Fall —, wird der Componist auch die beabsichtigte Wirkung erreichen, anders aber ist es, wenn der Text fehlt, wenn wir es mit der reinen Instrumentalmusik zu thun haben. Wie will es der Componist verhindern, daß sich unter einer bestimmten Tonmalerei Der Eine das Rollen des Donners vorstellt, während der Andere das Grollen des Helden oder das brausende Meer zu vernehmen glaubt, daß, während der Tondichter die innere Unruhe des Helden, das Sichjagen der Gedanken hat ausdrücken wollen, der Zuhörer das Fliehen der feindlichen Truppen sich ausmalt u. s. w.?

Ist aber dem Zuhörer das Programm, nach dem die betreffende symphonische Dichtung gearbeitet ist, bekannt, so wird

SLUB
Wir führen Wissen.